

Literatur des Auslandes.

N^o 24.

Berlin, Montag den 24. Februar

1840.

R u s s l a n d.

Die Theebuden in St. Petersburg.

Von J. G. Kohl.

Zu den vielen befreundeten Nachbarn, mit denen der Russe an den weitreichenden Grenzen seines Vaterlandes verkehrt, zählt er, außer den Schweden, Deutschen, Perlern, Mongolen, Mexikanern und Engländern, auch die Chinesen, deren lieblich duftendes Getränk das Entzücken von ganz Russland ausmacht. Der Reisende hat kaum die Grenzen des Reichs überschritten, so riecht und schmeckt er an dem herrlichen Thee, der ihm überall servirt wird, sogleich die Nähe China's durch. „Tschai“ (Thee) ist einer der drei mächtigsten Abgötter der Russen geworden, die alle drei in dem beständig in Russland wiederklingenden Refrain: „tschin, tschai, tsehi“^{*)} lauten. „Tschai“ ist das Morgen- und Abendgetränk der Russen, wie „Gospodi, pomilui“ („Herr, erbarme dich“) ihr Abend- und Morgengetränk; „tschai“ ist ihre Medizin in hundert Krankheitsfällen, ihre Leidenschaft und Freude, zuweilen ihre einzige Nahrung, und die gefüllte Theetasse neben dem vollen Branntweinglase das Meer, in welchem sie alle ihre Sorgen erlösen.

Ja, es giebt sogar ganze Völkerschaften in Russland, deren alltägliches und vornehmstes Nahrungsmittel der Thee ist, deren Suppen, Brühen, Purées lauter Theesuppen, Thee-Saucen und Thee-Purées sind, und die kein Glas Wasser trinken, es sey denn mit Thee gewürzt. In der ganzen Mongolei, wie bei einigen Sibiriaten, ist für die Köche dieser Nomaden zu jenem Zwecke der sogenannte „Kirpitschni tchai“ (Ziegelthee) verbreitet, der, mit animalischen Bestandtheilen und einigen anderen Kräutern gemischt und, wie unser Bouillon-Extrakt, in feste Ziegelsteinformen gebracht, in Wasser aufgelöst eine sehr nahrhafte und weit und breit beliebte Speise giebt.^{**)} Les extremes se touchent, und daher mag es sich erklären, daß dasselbe Volk, welches so leidenschaftlich dem pikantesten aller Getränke, dem Branntwein, zuspricht, auch eben so innig das flüchtigste von allen, den lauen Thee, liebt. — Als Prometheus die verschiedenen Nationen schuf und der Griche sich auf Beiragen ein schönes Weib erbat, der Italiener Makaroni, der Engländer Beefsteak, da nahm der Russe vor dem Menschenschöpfer höflich den Hut ab und erbat sich ein Trinkgeld „natschaju“ (zum Thee). — Und man wird zugeben müssen, daß er nicht das Schlechteste forderte, wenn man erst einmal von dem echten Chinesischen Karavanenthe, wie er in Russland getrunken wird, kostete. Wir machen bei uns unter dem Namen „Thee“ ein Gebräue, das jeder Russische Gaumen Mühe haben wird für etwas besser als Spülwasser zu halten, und von dem es schwer ist, zu begreifen, daß ein solcher Handels-Artikel so viele Millionen Thaler, Hände, Schiffe und spekulirende Köpfe beschäftigen konnte. Sey es, daß England und Amerika ihren Thee aus denjenigen Chinesischen Provinzen beziehen, die der Entwicklung dieser Pflanze weniger günstig sind, als die nördlichen, mit denen Russland in Berührung kommt, sey es, daß der See-Transport den Duft dieser Blume verdirbt, genug, eine Tasse Thee, wie sie Dir in Petersburg bei der Gräfin K. oder der Fürstin R. von schöner Hand servirt wird, ist das edelste Getränk, das in einem Gefäße schwimmen kann, und in begehrtesten Theeliedern könnten seine zarten Eigenheiten nicht weniger schön besungen werden, als in Dithyramben die des ersten- und Neben-Saftes. Bescheiden wie das Weitzen dufend, lautlich die Kälte bannend, freundlich dem Gaumen schmeichelnd, durchhaucht es den Nervengeist mit süßer Würze und belebt das Gedankenspiel mit stillem Zauber. Wenn Bacchus, der Gott des Weins, ein freilich kräftiger, aber lärmender Gott ist, so ist die Thee-Göttin ein jungfräuliches, zauberisches Wesen, von dem zarten Gewebe des blumigen Zephyrs, ein ätherisches Gebilde, eine Freundin der Psyche. Sie zankt nicht, sie poltert nicht, sie lispelt wie eine Aeolsharfe und tanzt allenfalls, fern von den Ausschweifungen der tobenden Bacchanten, eine graziose Française im thés dansant. In China, wo diese Göttin geboren ist, wo die Leute ihr das ganze Leben wid-

men und die schönsten Tempel bauen, wo dem rauhen Bacchus in nichts gehuldigt wird, ist daher die schönste Thee-Temperatur in allen Gemüthern. Die Leute scheinen dort nur Theegewässer in ihren Aedern fließen zu haben, sprechen unter allen Umständen artig, blumig, gebildet und zart, halten jeden weintrinkenden Fremden mit Recht für einen Bacchanten und finden unser ganzes ungestümes, Bier und Wein athmendes Wesen raub und barbarisch. — Von den Europäischen Ländern ist, wie gesagt, Russland das einzige, wo man von allen diesen wunderbaren Dingen noch einiges Verständniß erlangen kann.

Die hübschen Theebuden Petersburgs in der Perspektive und anderen schönen Stadttheilen sind so zierlich und elegant, daß sie gewiß nicht als die schlechtesten Tempel erscheinen, welche man der Thee-Göttin erbaut. Sie sind vielleicht das Hübscheste, was man dieser Art in der Welt finden kann, da Europäischer Geschmack, Petersburger Luxus und Chinesische Zierlichkeit sich hier vereinigen, um die Räume zu schmücken und die Waaren wohlgefällig zu ordnen. — Denn da die Russen es in der Feinschmeckerei des Thees zu einem hohen Grade von Gourmandie und Kennerchaft gebracht haben und die Waare delikat und höchst kostbar ist, so kommen die vornehmsten Herrschaften selber in diese Läden, um ihre Einkäufe persönlich zu machen, und es muß Alles in ihnen salonartig geschmückt seyn.

„Hier verkauft man alle Sorten Chinesischen Thees“, steht gewöhnlich mit goldenen Buchstaben an den Fenstern einer solchen „tschajinija lawka“. Das will viel sagen. Denn der Gattungen, Klassen und Varietäten, welche die Russen bis jetzt aus diesen Waaren herausgeschmeckt, sortirt und benannt haben, sind schon mehrere Hundert, und die eleganten Preis-Courante, welche die Kaufleute ihren Kunden zuschicken, gleichen den Pflanzen-Geschlechts-Verzeichnissen der Botaniker. Die gemeinsten Sorten kosten 3 bis 10 Rubel, und von hier geht es hinauf bis zu den edelsten, die 100 Rubel das Pfund gelten.

Kaum hat man die Theebuden geöffnet und zieht den Fuß vom Straßenpflaster, so verläßt man Europa und tritt in das lebhaftige China ein. Der Boden ist mit Chinesischen Teppichen belegt und die Wände mit Chinesischen Tapeten behangen von der zierlichsten Stickerei. Der lieblichste Duft erfüllt die Atmosphäre, und aus bunten Chinesischen Papier-Lampen erleuchten matte Lichter das Ganze mit Mondscheinschimmer. Alle Sachen und Möbel sind von echter Chinesischer Arbeit, und es fehlte nur, daß die Verkäufer sich auch noch Chinesisch maskirt hätten, um die Täuschung vollständig zu machen, daß man sich mitten im „Reiche der Mitte“ befände. Auf den dickstoffigen Seiden-Tapeten sieht man Chinesische Gärten dargestellt mit manierlich gemeißelten Felsen, artig beschnittenen Bäumen und hübsch gedrechselten Häusern. Hier beschäftigt sich ein Arbeiter mit Zubereitung der gepriesenen röthlichen Theebüthe, dort lauschen ein Paar Mädchen dem Gesange eines im Käfig zwitschernden Vogels; hier überreicht ein Chinesischer Schöngestirb und Liebhaber einer jungen Dame ein Blumen-Bouquet, von schönen Redensarten begleitet, und dort empfängt im Beiseyn eines Mandarins ein Arbeiter die Bastonnade. Der lieblichste Wohlgeruch erfüllt die Räume, in denen es sich so leicht und angenehm athmet, daß man wünschen möchte, ewig in einer Petersburger Theebuden-Atmosphäre athmen zu dürfen. Der Theeduft schmeichelt den Sinnen auf die gefälligste Weise und erfüllt die Seele mit Heiterkeit, ohne den Kopf zu benehmen und die Nerven zu überreizen. Nur ein Holländischer Käsehändler, der für nichts enthuasmiert ist, als für den Geruch seines Edammer und seiner Häringschwänze, kann ohne Begeisterung diese Theelust genießen. (Schluß folgt.)

Schweden.

Die periodische Presse in Schweden und Norwegen.

Wenden wir uns nach Schweden, so stoßen wir auf ganz andere Verhältnisse, als in Dänemark. In jenem Lande sind die Finanzen wohlgeordnet, die Schulden sehr vermindert, und das jährliche Budget bezeugt ein beständiges Wachsen des Wohlstandes. Die Volksvertretung, welche auf den alten Gewohnheiten und den alten Gesetzen des Landes begründet ist, bietet alle wünschenswerthe Bürgschaften, ohne das Ansehen des Herrschers übermäßig zu schmälern. Die Presse ist hier frei; die Herausgeber der Journale brauchen keine Caution zu stellen, keine Stempel-Taxe zu entrichten, und der Post-Ausschlag für ein täglich erscheinendes Blatt beträgt nicht mehr als

*) Kiang — Thee — Koblisuppe.

**) Dieser „Kirpitschni tchai“ ist seit uralten Zeiten unter jenen Völkern gebräuchlich. Seit wie lange und auf welchem Wege vor der Errichtung des klachtlichen Handels-Emporiums Chinesischer Thee nach Russland gekommen und sich den Russen als Bedürfniß aufgedrängt haben mag, ist wohl kaum genau zu bestimmen. Uebrigens tranken und trinken die Russen auch, außer dem Chinesischen Thee warme Aufgüsse von einer erkaunten Menge getrockneter Blüten und Beeren, die sie in ihrem eigenen Vaterlande finden.

5 Francs jährlich. Wer ein Journal herausgeben will, bedarf nur der Erlaubniß des Hof-Kanzlers. Der Verfasser eines Buches, einer Broschüre, eines Journal-Artikels ist nicht verbunden, dem Werke seinen Namen vorzusetzen, und er hat nur nöthig, ihn dem Drucker versiegelt zu übergeben, der ihn im Falle der gerichtlichen Belangung ausliefern muß. Das Gesetz verbietet jede gegen die Religion gerichtete Schrift, jeden direkten Angriff gegen den König und die königliche Familie, jede beleidigende Aeußerung gegen Beamte und die fremden Mächte, mit welchen Schweden in Frieden ist. Im Falle eines gewöhnlichen Preßvergehens läßt der Hof-Kanzler, welchem die Oberaufsicht über die Presse übertragen ist, das Blatt wegnehmen und unterdrücken. Der Eigentümer hat indeß weiter nichts zu thun, als einen anderen verantwortlichen Herausgeber zu wählen und mit dem Titel eine unbedeutende Veränderung vorzunehmen. So erscheint das „Aftenblad“ (Abendblatt) jetzt unter dem Namen „Achtzehntes Abendblatt“. Jedesmal, wenn das Blatt mit Beschlag belegt wird, ändert es seine Nummer. Im Falle eines schweren Vergehens wird das Blatt vor ein Geschworenengericht gezogen, welches aus neun Mitgliedern besteht. Zur Beurtheilung sind zwei Dritttheile der Stimmen erforderlich.

Betrachtet man diese liberalen Institutionen, erwägt man, was die Regierung seit zwanzig Jahren für das Land gethan hat, vergleicht man gar den jetzigen Zustand mit dem von 1808, so begreift man recht, was die Opposition eigentlich will und woher sich ihre Erbitterung schreibt. Nur wenn man ihren Bestrebungen lange und aufmerksam folgt, erkennt man den leitenden Gedanken und das Ziel, welches sie im Auge hat. Die Opposition repräsentirt das noch schwache demokratische Element, welches Bedeutung zu gewinnen strebt. Seit der Revolution von 1770 ist die Oligarchie der Monarchie gewichen. Indes befinden alle jene mächtigen Familien, welche einst im Senat saßen, noch immer fort und bilden eine mächtige und zahlreiche Körperschaft. Die adeligen Familien sind zwar nur noch im Besitze einiger leerer Vorrechte, aber sie haben den Einfluß ihres Vermögens, ihrer Verbindungen und selbst der erblichen Achtung bewahrt, die man auch in den demokratischen Ländern gewissen Namen zollt. Selbst der König mußte bei seiner Ankunft in Schweden diesen Einfluß in gewisser Beziehung anerkennen, und er räumte dem Adel, wie seine Vorgänger, einen bedeutenden Antheil an den Angelegenheiten ein. Dieses Betragen, welches Karl Johann durch die Verhältnisse auferlegt wurde, hat der Opposition zu leidenschaftlichen Anschuldigungen Veranlassung gegeben. Sie stellt den Adel als eine hinter den Forderungen der Zeit zurückgebliebene und dieselben bekämpfende Körperschaft dar. Nicht minder wirft die Opposition der Regierung vor, daß sie zu Rußland hinneige. Diese Beschwerde würde allerdings von Gewicht seyn, wenn sie irgendwie begründet wäre. Sie stützt sich indeß auf keine einzige Thatfache, und die Kanonenschüsse, welche vor nicht langer Zeit von der Festung Warholm aus auf ein russisches Kriegsschiff gerichtet wurden, das seine Flagge nicht aufziehen wollte, beweisen eher das Gegentheil.

Uebrigens sind die Oppositions-Blätter weder anti-constitutionell noch anti-monarchisch; sie dringen nur auf eine Aenderung des jetzigen Systems und halten sonst das regierende Haus für vollkommen legitim. Alles, was die fanatischen Anhänger des vorigen Königshauses von den günstigen Aussichten des Prinzen Wasa und einer Erhebung des Volks zu seinen Gunsten gefabelt haben, ist lächerlich. Höchstens könnte eine Revolution zu seinen Gunsten in den Spalten der „Gazette de France“ stattfinden; sonst schwerlich. Unter den Oppositions-Blättern ist das „Aftenblad“ das bedeutendste; es wurde nach der Juli-Revolution gegründet. Sein Zweck war, dem Volk eine interessante und lehrreiche Lektüre zu verschaffen und auf eine klare und faßliche Weise die Grundlagen der constitutionellen Regierung zu entwickeln. Es erschien anfangs unter dem Anschein eines frivolen, aber geistreichen und pikanten Blattes. Als es indeß allmählig in der Gunst des Publikums stieg, nahm der Herausgeber, Herr Hjerta, einen ernstern Ton an. Jetzt zeichnet sich das Blatt durch seine kühnen Angriffe auf alle Mißgriffe und Nachlässigkeiten der Verwaltung so wie durch die verständige Entwicklung seiner politischen Ansichten aus. Es ist der heftigste Antagonist der erblichen Vorrechte des Adels, der Vertheidiger des Bürgerstandes und der erklärte Feind Rußlands. Auf diese Weise hat es im Laufe einiger Jahre eine ungeheure Popularität gewonnen und zählt jetzt mehr als 3000 Abonnenten.

Das zweite Blatt der Opposition ist das „Dagligt Allehanda“ (Tägliches Allerlei), redigirt von Herrn Dahlmann. Der Zeit nach, ging es dem „Aftenblad“ voran, obgleich es jetzt nur noch mühsam hinter demselben herkauft. Es ist ein beschränktes, murriges und launisches Blatt, welches sich vorzüglich an die Tages-Vorfälle hält und mehr die Personen als die Sachen angreift. Unter den Oppositions-Blättern ist ferner die „Tredya“ zu erwähnen, obgleich sie zuweilen eine Plankenschwenkung macht und ihre Kollegen eben so heftig angreift, wie sonst die Minister. Es ist ein kleines lebendiges und sprudelndes Blatt, ein Gemisch von Politik und Literatur, von Prosa und Versen, welches übrigens keine große Verbreitung hat.

Für die Regierung treten nur die „Minerva“ und die „Statstidning“ (Staats-Zeitung) in die Schranken. Die erstere ist eine Art von ziemlich schwerfälligem und eintönigem politischen Katechismus. Sie gilt gewöhnlich für das Organ des Grafen Brahe. Die „Statstidning“ erscheint täglich, mit Ausnahme des Sonntags. Es dürfte schwer seyn, irgendwo ein taktloseres und haltloseres offizielles Blatt zu finden. Sie könnte den Oppositions-Blättern gegenüber leicht eine würdige Stellung einnehmen, wenn sie sich darauf beschränken wollte, deren Uebertreibungen zu bekämpfen oder deren Verleumdungen zu widerlegen. Indes versteht sie weder einen An-

griff abzuwehren, noch sich zu vertheidigen, und läßt sich die größten Ungeheuerlichkeiten zu Schulden kommen. So veröffentlichte sie z. B. zu einer Zeit, wo die Regierung der Hinneigung zu Rußland beschuldigt wurde, eine Reihe lobender Artikel über die russische Literatur.

Die Provinzial-Blätter sind ganz unbedeutend; meistens werden sie von den Rektoren oder Professoren der Gymnasien redigirt. Sie sind der Aufsicht eines Beamten unterworfen, dem der Kanzler seine Vollmacht überträgt. Diese Blätter theilen bloß die Nachrichten aus der Hauptstadt mit, zu denen sie noch die ihres Bezirks fügen; es giebt dieser Blätter ungefähr vierzig. Nur vier bis fünf gehören der Opposition.

Der Preis der Schwedischen Journale ist nicht so hoch wie der der Dänischen. Die in Stockholm erscheinenden, welche wöchentlich sechs Mal herauskommen, kosten nicht mehr als 20 Kr. jährlich. Die Provinzial-Blätter, welche wöchentlich zwei bis drei Mal erscheinen, kosten 8—10 Kr. Die Ankündigungen werden mit einem oder zwei Sous berechnet. Die Folge davon ist, daß die Spalten der Journale, der großen wie der kleinen, mit einer Unmasse von Ankündigungen und Anpreisungen überschwemmt sind, welche einen Raum wegnehmen, der weit nützlicher mit der Erörterung politischer oder literarischer Fragen ausgefüllt werden könnte: Die Abonnements werden von den Post-Direktoren besorgt. Leider sind die Communications-Mittel weder sehr vollkommen noch sehr zahlreich. So trifft die Post in Upsala, der wissenschaftlichen Hauptstadt Schwedens, nur zwei Mal wöchentlich ein, in entfernteren Gegenden nur einmal, in Torneo alle vierzehn Tage nur einmal und im äußersten Norden gar nur einmal monatlich.

Mit dem literarischen Theile der Presse steht es in Schweden nicht besser als in Dänemark. Mit der Beendigung des Streites zwischen den Klassikern und Romantikern sind auch die Journale, „Aurora“, „Polyphemus“, „Iduna“, in welchen der Kampf geführt wurde, eingegangen. In Upsala erschien in der letzten Zeit eine Monatschrift, welche sich durch ernstes Streben auszeichnete; sie hat aber einem jämmerlichen Winkelblatte „Eos“ Platz machen müssen. Der Geschichtschreiber Geijer gab zwei Jahre lang eine kritische Monatschrift heraus, in welcher literarische, geschichtliche und staatswissenschaftliche Gegenstände zur Sprache kamen. Leider bezweckte er nur einen bestimmten Kreis von Gegenständen zu erörtern; als er diesen durchlaufen hatte, gab er das Unternehmen auf und kehrte zu seinen Chroniken zurück. Die politischen Blätter haben kein regelmäßiges Heftlein, und nur zuweilen bringen sie einen kritischen Artikel, eine neue Uebersetzung oder eine Reisebeschreibung.

In Norwegen ist die Presse frei. „Kein Bürger“, sagt der 9. Art. der Verfassung, „kann wegen der Herausgabe oder Verbreitung einer Schrift in Anklagestand versetzt werden, wenn dieselbe nicht gegen die Gesetze, die Religion, die guten Sitten oder die Verfassung verstößt, oder eine falsche und ehrenrührige Behauptung gegen eine Person enthält. Jeder darf frei seine Meinung über den Gang der Regierung, so wie über jede andere Frage, abgeben.“ — In Norwegen giebt es keine Stempelabgabe. Der Post-Direktor besorgt die Abonnements. Ihm werden die Blätter, wie sie aus der Druckerei kommen, ohne Umschlag und Aufschrift übergeben; so schickt er sie seinen Korrespondenten zu. Die Posttaxe richtet sich nach dem Abonnementspreise. Für ein Journal, welches 25 Kr. kostet, nimmt die Post 5 Kr.; für ein Blatt zu 50 Kr. ein Fünftel mehr, für eins zu 75 Kr. einen funfzehnten Theil mehr. Die Hälfte dieser Taxe fällt dem Post-Direktor, die andere dem Staate zu.

In Norwegen erscheinen 24 politische Blätter und 8 periodische Sammlungen, welche der Medizin, der Rechts-Wissenschaft u. s. w. gewidmet sind. Das „Morgenblad“ und der „Constitutionelle“ von Christiania erscheinen allein täglich. Das erste Blatt repräsentirt das demokratische Element im weitesten Sinne, dieses verfolgt die allmähliche Entwicklung der liberalen Ideen. Das „Morgenblad“ ist zuweilen etwas trivial, der „Constitutionelle“ weiß das rechte Maas zu halten, obschon er, wenn es darauf ankommt, die Rechte des Landes zu vertheidigen, eine würdige Haltung beobachtet. Die bedeutendsten Mitarbeiter dieses Blattes sind die Herren Stang, Schweizhüser und Mofseid. Die Journale üben in Norwegen einen großen Einfluß, denn sie dringen in die entferntesten Gegenden und werden von allen Bauern gelesen.

Die junge skandinavische Presse, welche aus der revolutionären Erhebung Frankreichs hervorgegangen ist, zeigt deutlich die Spur ihrer Abkunft und wendet sich noch immer Frankreich zu, wie der Schüler dem Lehrer. Die alte Presse gehorcht schon lange demselben Einflusse. Die Schriftsteller beobachten sorgfältig, was in Frankreich vorgeht, und schöpfen aus den Blättern den Stoff ihrer politischen Abhandlungen oder ein neues Argument zu Gunsten ihrer alten Theorien. Die einen stützen sich auf das „Journal des Débats“, die anderen auf den „National“, alle aber richten den Blick nach Frankreich. Die Nachrichten aus Frankreich nehmen den ersten Platz in allen Blättern ein; über die Erörterungen der französischen Kammer wird aufs genaueste und vollständigste Bericht erstattet. Die Namen der französischen Staatsmänner, ja selbst der einzelnen Deputirten, sind dort so bekannt wie in Paris, und eine Rede des Herrn Thiers und Guizot hallt in Stockholm und in Christiania wieder.

Nicht anders wie mit der Politik ist es mit der Literatur. Ueberall werden die Heftlein der französischen Blätter so wie die Artikel der Revuen übersetzt; überall werden Nachrichten über unsere Schriftsteller, über ihre Lebensweise und Pläne mitgetheilt.

Fassen wir Alles zusammen, so kann die Presse des Nordens nicht mit der französischen verglichen werden; sie hat weder deren Schwärme, noch deren Einfluß, die Gründe liegen auf der Hand. Die Presse ist erst seit gestern entstanden, und die Kräfte, welche sich

Ihr widmen, sind ebenfalls jung; die meisten Schriftsteller, welche jetzt an den Journalen arbeiten, waren vor acht oder zehn Jahren völlig unbekannt. Ihr Beginnen war lähn und der Erfolg vielleicht größer, als sie wohl erwarten mochten. Dennoch haben sie in so kurzer Zeit nicht die Bedeutung gewinnen können, welche sie wohl noch erlangen werden. Das Volk sieht in den Journalen zur Zeit mehr einen Bundesgenossen als eine Autorität, und das Lesen derselben ist mehr noch ein Vergnügen als ein Bedürfnis. In Dänemark hat die Presse die Censur und die Posteinrichtungen gegen sich, in Schweden und Norwegen ist die Schwierigkeit der Beförderung und die Zerstreutheit der Bevölkerung hinderlich. Wenn die Journale aber einen augenblicklichen und mächtigen Einfluß üben sollen, so müssen sie Schlag auf Schlag wie die Mauerbrecher wirken können. Anfänglich kann die Wirkung der Journale nur eine langsame und allmähliche seyn. Der Anstoß ist indes schon gegeben, und der Ruf nach einer politischen Reform hat in den Herzen der Söhne des Nordens einen Wiederhall gefunden, wie einst der Ruf nach einer religiösen Reform in denen ihrer Vorfahren. Es fragt sich nur, ob die Censur mächtiger seyn wird als dieses instinktive Bedürfnis. Ueberdies lastet auf der Nordischen Presse doch wahrhaftig keine tyrannische Willkür, und wenn auch die Könige von Schweden und Dänemark den Ungeflüm derselben durch weise Maßregeln werden zu mäßigen suchen, so gehen sie doch nicht darauf aus, sie zu knebeln oder zu unterdrücken. Die Nordische Presse wird ebenfalls ihre Mission erfüllen. Welches wird aber das Resultat seyn, und welchem Ziele strebt sie zu? Wer möchte wohl diese Frage beantworten? Haben die Journale in Schweden und Dänemark die Bestimmung, die liberalen Ideen so weit zu entwickeln, bis beide Länder mit Norwegen auf gleicher Stufe stehen? Dies Resultat, wenn es überhaupt je eintreten sollte, scheint noch so entfernt, daß es nur angedeutet werden kann.

Noch einige Worte über die Journalisten. Vergleicht man die Stellung derselben mit der der Französischen, so ist sie anscheinend bescheiden und dürftig; aber sie ist mindestens ruhig und gegen die Wechselfälle eines abenteuerlichen Lebens gesichert. Wer in diesen Ländern schreiben will, muß in einer unabhängigen Lage seyn oder ein Amt haben, denn die Presse würde ihm nur sehr unzureichende Subsistenzmittel gewähren. Die meisten Redaktoren der Journale im Norden sind Professoren, Advokaten oder Rentiers. Der Stand eines Literaten existirt weder in Stockholm noch in Kopenhagen. Erst sieht man sich nach einer sicheren Stellung um, dann wird man Journalist, nicht des Vortheils wegen, sondern aus Neigung. Dort weiß man nicht, welchen Werth eine Lage Papier hat, die, je nach den Umständen zur Verteidigung oder zum Angriff einer Meinung verwendet wird. Man sagt, was man denkt, und hat man einmal zu einer Fahne geschworen, so bleibt man ihr treu. Dort findet man noch Leute, welche eine politische Idee für heilig halten und nicht den Gedanken fassen können, daß sie eine Waare sey, der man nach den Umständen diesen oder jenen Namen, diese oder jene Farbe giebt, und die man auf dem großen Markte der Presse zum Verkaufe ausbietet. Uebrigens sind die bescheidenen Gewohnheiten der Männer des Nordens die beste Bürgschaft ihrer Sittlichkeit. Welche Beförderung sollte auch wohl dem Golde in einem Lande ankleben, wo ein Jeder nur danach strebt, ruhig im Kreise seiner Familie zu leben, wo die Minister sich mit dem Gehalte unferer kleinster Präfekte begnügen, und wo Berzelius, der berühmte Berzelius, nur 4000 Fr. Einkünfte hat. K. Rarmier.

Nord = Amerika.

Bilder aus Nord-Amerika. *)

Von Audubon.

IV. Die Schildkrötenjagd.

Die Tortugas sind eine Inselgruppe, die ungefähr achtzig Meilen von Key-West liegt, die letzten von den Inseln, welche die Halbinsel Florida zu vertheidigen scheinen. Sie bestehen aus fünf oder sechs Sand- und Muschelbänken, die vorzüglich von den wreckers und cutlers, den Strandräubern und Schildkrötenjägern, besucht werden. Diese Kanäle trennen diese Inseln, welche, trotz ihrer Krümmungen, jenen Abenteurern, so wie den Befehlshabern der Douanen-Küsters, die ihre Pflicht an diese gefährliche Küste ruft, wohl bekannt sind.

Ungefähr acht Meilen von den Tortugas, nach dem Golf zu, ist die große Korallenmauer, an der schon mancher ungeführte oder nachlässige Seefahrer gescheitert ist. Alles, was in diesen unwirthbaren Seestrichen Land ist, ist mit Korallen, Seefächern und anderen Erzeugnissen des Abgrundes bedeckt, unter welchen zahllose Schaalthiere kriechen, während das spiegelhelle Wasser eine ganze Welt von kuriösen und schönen Fischen sehen läßt.

Die Tortugas haben ihren Namen von den Schildkröten jeder Art, die hier auf dem brennenden Sand ihre Eier niederlegen. Auch Schwärme von Wasservögeln versammeln hier die Brutzeit alljährlich. In ihrem Gefolge erscheinen die eggers oder Eierfänger, die sich mit ihrem Raub auf ferne Märkte begeben, um die Eier gegen einige Stücke jenes Goldes einzutauschen, dessen Besitz das Ziel aller Menschen zu seyn scheint.

Der „Marion“ segelte nach den Tortugas ab; ich schiffte mich mit Freuden ein, um diese berühmten Inseln zu besuchen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang verkündete der freundliche Ruf: „Land!“ daß wir ihnen nahten; aber da der Wind sich wieder erhob und der

Steuermann die Krümmungen der Durchfahrten nicht kannte, machten wir Halt und warfen vor der Dämmerung den Anker. In keinem Theil der Welt bietet der Untergang des Tagessterns ein so glänzendes Schauspiel. Erst sieht man die rotbe Kugel dreimal so groß als gewöhnlich; dann, wenn sie zur Hälfte unter den Bogen verschwindet, bleibt der Horizont von einem Strom goldenen Lichtes überschweimt, und die Wellen färben sich im Westen mit glänzenden Purpurstrahlen. Dann und wann gleichen diese Dunstmassen Bergen geschmolzenen Goldes, bis endlich die Sonne ganz verschwindet, einen letzten Flammenstrom hinter sich zurücklassend, und allmählich sieht man den Schattenvorhang herabsinken, den die Nacht über den Erdball zieht.

Die fliegende Kröte schüttelt leise ihre beiden Flügel und schwebt unbeweglich über dem Meereswind, und der braune Hoeland hat sich, einen Ruheort suchend, auf die Segelstange des Fahrzeuges gesetzt; die trägen Schildkröten endlich kommen hervor, nur den Kopf aus dem Wasser erhebend, um ihre Eier auf den Sand zu legen. Man erkennt ihre breiten Panzer unter der von ihren Flossfedern kaum gefurchten Welle, und von Zeit zu Zeit hört man ihren leuchtenden Athem, das Zeichen eines furchtsamen Mißtrauens. Bald beleuchtet der Mond dieses Schauspiel mit seinem Silberlicht: die Schildkröten landen und schleppen ihre massiven Panzer mühsam auf dem Sand dahin, da ihre Schwimmpfoten zum Schwimmen geeigneter sind, als zum Gehen. Doch gelingt es ihnen, das Ufer zu erklimmen. Man muß sehen, wie eifrig sie graben, indem sie den Sand rechts und links bei Seite werfen. Nun legen sie ihre Eier eins nach dem anderen hin, indem sie sie mit großer Sorgfalt ordnen und dann vermittelt ihrer Hinterpfoten zudecken. Sobald sie mit dieser letzten Operation fertig sind, kriechen die Schildkröten froh die Dünen herab und springen von neuem ins Meer.

Die Tortugas sind nicht die einzigen Inseln, wo die Schildkröten ihre Eier legen; auch andere Inseln, so wie verschiedene Theile der Küsten des Festlandes, werden von diesen Schaalthieren besucht. Es giebt vier Arten Schildkröten, die „grüne Schildkröte“, die „Schildkröte mit dem Falkenschnabel“, die „Schildkröte mit dickem Kopf“ und die „Koffer-Schildkröte“. Die erste wird von den Gourmands am meisten geschätzt; sie kommt im April, nachdem sie den Winter unterm Wasser zugebracht, ans Ufer; sie legt zweimal Eier, im Mai und im Juni, das erstemal am meisten, zusammen an 240 Eier. Die „Schildkröte mit dem Falkenschnabel“, deren Schaale im Handel so sehr geschätzt wird, wo sie zu so viel Kunstgegenständen gebraucht wird, kommt hinsichtlich der Güte ihres Fleisches nach der „grünen.“ Sie besucht vorzüglich die entferntesten Inseln des Festlandes, wo sie ihre Eier niederlegt, erst im Juli, dann im August. Die Durchschnittszahl ihrer Eier ist 300. Die „dickkopfige Schildkröte“ besucht die Tortugas im April; von da bis Ende Juni legt sie dreimal hinter einander, jedesmal ungefähr 170 Eier. Die „Koffer-Schildkröte“, die zuweilen sehr groß ist und eine Tasche hat, wie der Pelikan, kommt später ans Land als die beiden anderen. Schaale und Fleisch dieser Schildkröte sind so weich, daß man, wie in ein Stück Butter, den Finger hinein stecken kann. Daher wird sie auch am wenigsten geschätzt. Sie wird selten gefressen, außer von den Indianern, die, immer bei der Hand, wenn die Zeit der Schildkröten beginnt, erst die Eier wegnehmen und dann die Schildkröten selbst. Die Koffer-Schildkröte legt jährlich gegen 350 Eier in zweimaliger Brut.

Die dickkopfige und die Koffer-Schildkröte zeigen am wenigsten Klugheit in der Wahl des Ortes, wo sie ihre Eier niederlegen: die beiden anderen tragen Sorge, die wildesten und abgelegensten Orte aufzusuchen. Die grüne Schildkröte begiebt sich an die Küste des Kontinents zwischen dem Kap Sable und dem Kap Florida; sie kommt auch in die großen Flüsse und die Baien, von wo sie dann rasch ihren Rückzug nimmt und sich aufs hohe Meer rettet. Doch eine große Zahl derselben kommt durch die Amerikanischen Jäger und die Indianer um. Auch verschiedene Gattungen fleischfressender Thiere hat sie zu Feinden, z. B. die Konguars, die Luchse, die Bären und die Wölfe.

Die Schildkröte mit Falkenschnabel, die noch vorsichtiger und schwerer zu fangen ist, hält sich auf den Inseln des Meeres auf. Alle diese Arten bedienen sich desselben Verfahrens, um ihr Loch in den Sand zu graben, und da ich sie mehrere Male beim Eierlegen beobachtet, so kann ich diesen Prozeß ausführlich beschreiben.

Bei ihrer Annäherung an das Ufer, wenn sie 30 bis 40 Toisen davon entfernt ist, steckt die Schildkröte den Kopf aus dem Wasser und schaut sich sorgfältig um. Gewöhnlich kommt sie an einem schönen Mondscheinabend auf den Ufersand. Wenn sie nichts Gefährliches in der Nähe sieht, giebt sie einen hellen pfeisenden Ton von sich, um diejenigen ihrer Feinde, die nicht daran gewöhnt sind, zu schrecken, worauf auch mehrere sich entfernen, ehe sie noch die Schildkröte sehen. Wenn sie ein Geräusch hört, wenn sie irgend eine Gefahr in der Nähe vermuthet, taucht sie sogleich unter und flieht weit weg; ist aber Alles ruhig, so nähert sie sich langsam der Küste, steigt mit ausgestrecktem Halse ans Land, und wenn sie ein passendes Plätzchen erreicht hat, schaut sie sich still nach allen Seiten um. Ist Alles, wie es seyn soll, dann fängt sie an, den Sand unter sich mit ihren Hinterpfoten auszugraben, und das mit solcher Geschicklichkeit, daß die Ränder des Lochs selten wieder einsinken. Ihre Pfoten verrichten die Dienste zweier großer Schaufeln, welche abwechselnd den Sand so lange aufscharren, bis er hinter ihr aufgehäuft liegt. Auf diese Weise gräbt sie ein Loch von 18 Zoll, ja zuweilen von zwei oder mehr Fuß Tiefe. Dazu braucht sie nur zehn Minuten. Das Eierlegen selbst dauert nur 20 Minuten. Wenn sie damit fertig ist, schüttelt sie den Sand wieder auf die Eier zurück, wobei sie die Oberfläche so eben macht, daß keine Spur errathen läßt, was eben an diesem Orte geschehen. Ist Alles nach Wunsch vollendet, so zieht

*) Vgl. Nr. 8, 9 und 10 dieses Jahrgangs.

sich die Schildkröte aufs schnellste zurück, indem sie das Ausbrüten der Eier dem heißen Sande überläßt. Mitten im Aktus des Eierlegens lassen sie sich durch nichts stören: man kann sich ihr nähern, ja sogar auf ihren Rücken setzen, sie rührt sich nicht und fährt fort, was auch geschehen mag; aber so wie sie fertig ist, macht sie einen großen Sprung, um sich zu retten: man müßte Herkules Kraft haben, um sie dann niederzuwerfen und sich ihrer zu bemächtigen.

Wer eine Schildkröte auf dem Ufer fangen will, wirft sich auf die Knie, steckt die Schulter hinter die vordere Schwimmpfote des Thiers, stößt sie dann mit Kraft und wirft sie um. Zuweilen müssen sich mehrere dazu vereinigen, und wenn die Schildkröte sehr groß ist, wie es welche an diesen Küsten giebt, so nimmt man sogar zu Enterslangen die Zuflucht.

Es giebt Jäger, die kühn genug sind, bis an die Schildkröten heranzuschwimmen, wenn sie auf dem Wasser schlafen, und sie in ihrem eigenen Element umzuwerfen, mit der Vorsicht, einen Kahn zur Hand zu haben, um sich ihrer Beute zu versichern. Wenige Schildkröten können weiter beißen, als ihre vordere Schwimmpfote reicht: so wie sie erst auf dem Rücken liegen, können sie nicht ohne Pülse ihre natürliche Lage wiederfinden; gleichwohl bindet man ihnen die Pfoten fest, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen.

Die Leute, welche die Eier der Schildkröten suchen, versehen sich mit einem Schilfrohr oder Flintenrohr, um den Sand, wo sie Spuren ihres Weges zurücklassen, zu sondiren; denn es ist nicht immer leicht, sie zu sehen, wegen der Winde und bestigen Regen, die sie verwischen. Zum Unglück werden die Nester nicht bloß von den Jägern, sondern auch von den Raubthieren aufgesucht; so werden die Eier ausgehoben oder zum großen Theil zerstört, da an manchen Theilen der Küste Hunderte von Schildkröten in der Ausdehnung einer Meile ihre Eier legen. So oft sie aufs neue legen, graben sie ein neues Loch, gewöhnlich in der Nähe des ersten, als hätte das Thier vergessen, was da vorging. Man begreift leicht, daß die große Menge von Eiern, die man in einer geöffneten Schildkröte findet, nicht alle in einem Sommer gelegt werden können; denn man zählt deren an 3000, alle klein, ohne Schale und eins an das andere befestigt, wie die Kugeln an einem Rosenkranz. Ich habe eine Schildkröte gesehen, in welcher man diese Anzahl fand und die an 400 Pfund wog. Die jungen Schildkröten suchen sich, sobald sie ausgekrochen sind, wo sie nicht größer sind als ein Dollar, ihren Weg durch ihr sandiges Nest hindurch und gehen sogleich ins Meer.

Die Nahrung der grünen Schildkröte besteht hauptsächlich in Seepflanzen. Besonders liebt sie das Wasserkrant (zostera maritima), das sie an den Wurzeln abschneidet, um die zartesten und saftigsten Theile davon zu essen. Man erkennt leicht den Ort, wo sie weidet, an den längs des Ufers schwimmenden Massen dieser Pflanze.

Die Schildkröte mit Falkenschnabel nährt sich von Fulus, Krebsen, Muscheln und Fischen. Die dickköpfige frist besonders die großen Muscheln, die sie mit ihrem Schnabel so leicht zerbricht, wie ein Mensch eine Haselnuß. Man brachte uns eine an den Bord des „Marion“, welche, einem von unseren Anker genähert, einen Biß hinein that, dessen Tiefe mich in Erstaunen setzte. Die Koffer-Schildkröte frist Mollusken, Fische, Krustaceen und verschiedene Seepflanzen.

Diese vier Gattungen bewegen sich im Wasser mit einer unglaublichen Schnelligkeit; aber die Schnelligkeit der grünen Schildkröte und des Falkenschnabels insbesondere erinnert an den Flug des Vogels in den Lüften. Es ist also nicht so leicht, eine von ihnen mit einer Lanze zu erreichen, und doch gelingt dies oft einem geschickten Jäger.

Während meines Aufenthalts in Florida brauchte ich einige Schildkröten, um meine Freunde am Bord der „Dame im grünen Mantel“ zu bewirthen, nicht aber die tapferen Offiziere oder die Matrosen der Mannschaft, welche beiderseits der Schildkrötensuppe schon überdrüssig waren, sondern die Reiber, deren ich eine große Zahl lebendig in Käfigen hatte. Ich ging also nach einem Schildkröten-Parl, von dem Doktor Benjamin Strobel begleitet, um mich nach den Preisen zu erkundigen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß die Schildkröten, je kleiner sie waren, über dem Gewicht von zehn Pfund, desto mehr kosteten. Einen Dickkopf von mehr als 700 Pfund Schwere hätte ich um denselben Preis bekommen können, als einen anderen von 30 Pfund. Beim Anblick der größten berechnete ich, wie viel Suppen ihr Inhalt zu einem Diner des Lord-Mayor liefern würde, wie viel Eier sie enthielte und wiewelch ein hübsches Bäckelchen man aus ihrer Schale machen könnte, einen Wagen, in welchem Venus selbst das Meer durchfahren könnte, wenn nur ihre zarten Tauben sich daran anspannen lassen wollten und die Haifische oder Stürme nicht fürchteten. Der Jäger versicherte mir, daß, wenn auch das Angeheuer wirklich ein besserer Bissen sey, als eine kleine Schildkröte, er sie doch nicht loswerden könnte, wenn er sie nicht auf einen fernern Markt schicke. Ich hätte sie gekauft, aber ich wußte, daß ihr Fleisch sich nicht länger als einen Tag erhielt; ich kaufte daher acht oder zehn kleinere, welche meine Freunde, die Reiber, köstlich fanden und die ihnen lange zur Nahrung dienten.

Alle diese Schildkröten werden an den Küsten Florida's oder in den Meerbusen und Flüssen auf verschiedene Art gefangen. Einige Jäger fangen sie in großen Netzen, die aus breiten Mäusen bestehen, in welche die Schildkröten nur halb hineinkriechen; je mehr sie aber herauszukommen sich bemühen, desto tiefer kommen sie hinein. Andere Jäger harpuniren sie.

Jeder Turker hat seinen crawl oder Schildkröten-Parl, ein großes viereckiges Gefüge, das durch Pfähle gebildet wird, welche

weit genug von einander abstehen, um das Wasser frei zirkuliren zu lassen. Hier werden die Schildkröten aufbewahrt und gefüttert, bis man sie verkauft. Wenn sie nicht ihre Eier gelegt, ehe sie gefangen worden, so legen sie sie im Wasser, und die Eier gehen verloren.

Die Schildkröten begatten sich auf eine sehr seltsame Weise. Doch diesen Punkt und einige andere will ich mit Stillschweigen übergehen. Eine Sitte aber haben die Schildkröten, die ich nicht umhin kann zu erwähnen, obgleich ich sie nicht mit eigenen Augen beobachtet. Mehrere Jäger haben mir versichert, wenn man eine Schildkröte mitten im Eierlegen davontrage und auf ein Schiff bringe und mehrere hundert Seemeilen davon sie in Freiheit setze, so finde man sie auf derselben Stelle, wo sie zuerst gefangen worden, wieder, noch in demselben Sommer oder im nächstfolgenden. Wenn diese Thatsache wahr ist, und ich zweifle nicht daran, muß man nicht das unveränderliche Gesetz der Natur bewundern, das der Schildkröte einen ähnlichen Instinkt giebt, wie den Zugvögeln? Wer weiß auch, ob die Schildkröte nicht, wie wir, dieselbe Sehnsucht empfindet, ihre Familie und die Orte wiederzusehen, wo sie geboren ist, nachdem sie fremde Gegenden gesehen.

Bibliographie.

Antiquities of America. — Bis jetzt waren es nur Europäische Reisende, namentlich Deutsche und Franzosen, die die reichen Alterthümer in Meriko und im westlichen Nord-Amerika einer wissenschaftlichen Prüfung unterwarfen. Wie bei Allen, was die gelehrte Erforschung der neuen Welt betrifft, hat auch in dieser Beziehung Alexander von Humboldt die ersten entscheidenden Uetheile abgegeben. Gegenwärtig haben sich nun auch in Amerika selbst Vereine gebildet, die sich mit der Feststellung der Ansicht beschäftigen, daß es dort bereits lange vor der Zeit des Columbus civilisirte Völker gegeben. Herr John Delafield jun., Mitglied der historischen Gesellschaft von Ohio, hat zu diesem Behufe unter obigem Titel eine Untersuchung herausgegeben, der als Anhana eine Abhandlung des Dr. Liden beigefügt ist: „Ueber die Uriachen der Ueberlegenheit der Menschen der nördlichen über die der südlichen Hemisphäre.“

M a n n i g f a l t i g e s .

— Bibliographische Blätter. Bei der Begründung des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ wurden darin zum erstenmale in einem Deutschen Blatte fortlaufende bibliographische Mittheilungen unter allen Rubriken des Auslandes gegeben. Die Idee war wenigstens neu, sich auf diese Weise einen schnellen Ueberblick aller gleichzeitigen Erscheinungen der ausländischen Literatur zu verschaffen, und so widmeten wir diesem Zwecke einen größeren Raum, als der reichhaltige Stoff unserer umfassenden Aufgabe uns eigentlich gestattete. Dem Bedürfnisse eines Theiles unserer Leser mußten in dieser Beziehung die Reclamationen vieler Anderen weichen, denen unsere Bibliographie eine uninteressante Nomenklatur schien, welche sie regelmäßig überschlugen. Seitdem unser Blatt diese Idee ins Leben rief, sind jedoch viele andere später entstandene Journale seinem Beispiele gefolgt: wir nennen darunter nur die hiesige „Literarische Zeitung“, das Leipziger „Repertorium“ von Gersdorf, das „Börtenblatt für den Deutschen Buchhandel“ und endlich die ausschließlich zu diesem Zwecke begründeten „Bibliographischen Anzeigen“ von Brockhaus. Diese Blätter, die zum größeren Theil im Mittelpunkte des Europäischen Büchermarktes, in Leipzig, erscheinen, wußten uns in jenen Mittheilungen nicht bloß zuvorzukommen, sondern konnten sie auch, da sie nicht mit dem Raume zu largen brauchten, viel vollständiger liefern, als wir. Uns schien es denn auch in der letzten Zeit immer überflüssiger, als hinkender Bote nachzukommen, und so beschränkten wir uns denn am Ende darauf, auf einzelne interessante Erscheinungen, die wir nicht ausführlich in Texte des Blattes zu benutzen gedachten, mit wenigen Worten unter der alten Rubrik „Bibliographie“ hinzuweisen. Hierbei denken wir es auch in der Folge bewenden zu lassen, und zwar können wir es jetzt um so mehr, als in diesem Jahre eine Zeitschrift neu begründet worden, die, Alles umfassend, was die Presse de jure und de facto angeht, auch die Bibliographie des In- und Auslandes erschöpfender und in besser geordneter Uebersicht mittheilt, als es bisher irgendwo geschehen. Es ist dieses Blatt die in Leipzig unter der Leitung unseres verehrten Mitbürgers, des Kriminal-Direktors Dr. Hübner, erscheinende „Allgemeine Pres-Zeitung.“*) Vorzugsweise ist sie allerdings der Sache des geistigen Eigenthums, d. h. der Feststellung des Begriffes dieser so vielen falschen Vorstellungen und mißbräuchlichen Deutungen unterworfenen Bezeichnung, so wie der ritterlichen Verfechtung alles dessen, was einmal als geistiges Eigenthum rechtlich feststeht, gewidmet; mit der eigentlichen „Pres-Zeitung“ sind jedoch „Bibliographische Blätter“ im engeren Sinne des Wortes verbunden, in denen sich unter Anderem auch ein vollständiges Verzeichniß aller in Deutschen Zeitschriften enthaltenen Rezensionen von in- und ausländischen Werken befindet, was sowohl für das betreffende wissenschaftliche und literarische Publikum, als für Autoren und Verleger, ein besonderes Interesse hat. Wir halten es für unsere Pflicht, auf diese Zeitschrift hinzuweisen, die von dem Verleger, aus Liebe zur Sache, mit seltener Uneigennützigkeit ausgestattet ist und die, gehörig unterstützt (vom Publikum sowohl als von den aufgeförderten Schriftstellern), ein unschätzbares Diarium für die Presse unserer Zeit werden kann.

*) Allgemeine Pres-Zeitung. Blätter für Pres-Versehung und Rechts-pflege, literarischen Verkehr und Bücherkunde. Redigirt unter der Leitung von Dr. Jul. Ed. Hübner, der Zeit Vorstehendem in dem Königl. literarischen Sachverständigen-Verein für die Preuß. Staaten in Berlin. — Leipzig, bei J. J. Weber.